

Körperliche Erkenntnis als empraktische Körpererinnerung

VOLKER CAYSA

Wird man ein guter Radrennfahrer, wenn man die mathematische Formel kennt, nach der sich ein Radfahrer dadurch im Gleichgewicht hält, »dass jede zufällige Gleichgewichtsschwankung durch eine Fahrtkurve ausgeglichen werden muss, und zwar so, dass der Radius der momentanen Kurve proportional sei dem Quadrat der Geschwindigkeit, dividiert durch den Winkel der Abweichung des Rades von der Vertikale« (Polanyi 1978: 130)? – Wahrscheinlich nicht. Es ist doch wohl eher so, dass ein Athlet durch das Antrainieren einer praktischen Geschicklichkeit eine Bewegungs- und Muskelerinnerung ausprägt, die als unausdrückliches Körpergedächtnis funktioniert und durch das man weiß, was zu tun ist, indem man es tut. Das »Wie« und »Was« wird dabei im Vollzug gelernt, und im Vollzug weiß man, was man weiß. Es gibt demzufolge eine Körperintelligenz, die empraktisch ist, die im Vollzug, im nichtreflektierten Probieren sich bildet und gerade deshalb allzuoft so gut funktioniert. Das damit verbundene Körperwissen wird im wahrsten Sinne des Wortes in der Praxis erfahren, es ist aber noch keine reflektierte praktische Erfahrung, sondern ein unmittelbar praktisch eingebundenes Wissen, das als Wissen nur im Machen existiert. Unser Radfahrer löst demzufolge instinktiver und in diesem Sinne »intelligent« während seiner Fahrt ständig seine Gleichgewichtsprobleme, ohne dass er nur eine Ahnung von der oben erwähnten Gleichgewichtsformel hat. Er lernt nicht Radfahren durch wissenschaftliche Erklärungen, sondern indem er im Vollzug die Handlung versteht. Seine Intelligenz besteht nicht darin, dass er ein hohes metastufiges Wissen über sein Tun hat, sondern dass er seinen Körper praktisch-intelligent gebraucht und dadurch weiß, wie man es macht. Dies aber ist nur ein Beispiel dafür, wie leibgebundene, empraktische Erinnerung funktioniert.

Im fortgesetzten Training verfestigt sich das mit der empraktischen Körperintelligenz verbundene Körpergedächtnis durch unzählige Wiederholungen

der Bewegungsabläufe. Durch die Wiederholung der immer wieder gleichen Bewegungen werden diese so gelernt, dass sie in gewissem Maße »vergesen« werden können, um im späteren Vollzug erinnert zu werden. Was de facto durch Wiederholung künstlich gelernt wurde, erscheint dann als natürlicher Reflex des Körpers.

Der Volksglaube, der oft im Sport anzutreffen ist, dass die Natur stärker als die Gewohnheit sei, basiert also darauf, dass unsere Gewohnheiten stärker als die Natur sind, indem als erste Natur erscheint, was tatsächlich immer schon zweite Natur ist. Denn im impliziten empraktischen Wissen wirkt das durch Wiederholung erlernte Gewohnte wie eine erste Natur, wie ein natürlich-apriorisches Wissen, obwohl es ein historisch-apriorisches Wissen auf der Ebene der zweiten Natur ist. Durch einübende Wiederholungen ist uns ein Körperwissen auf der Ebene des Gewöhnlichen präsent, das uns anscheinend ahistorisch wie eine Natureigenschaft anhaftet, de facto aber für uns von uns in einer immer schon historisch-kulturellen Natur geformt wird.

Wiederholungen schaffen also ein nichtbegriffliches Wissen im Medium körperlicher Handlungen in uns, das dann als immer schon im Körper »natürlich« enthalten erscheint, obwohl es ihm durch Training hinzugefügt wurde. Training erscheint hier folglich als Naturalisierungsstrategie von Körperwissen. Nur was wird da naturalisiert? Eine bestimmte kulturelle Praxis, die grundlegend für unser Dasein ist, die empraktische Körpererinnerung, die hier, ausgehend von der Körperqual des Sports, verallgemeinert werden soll.

Erinnerung als Strafpraxis

In der »ewigen« Wiederkehr der immer gleichen Bewegungen gründet sich das Muskelgedächtnis, das immer mit Qual und oft auch mit niedrigstufigem Schmerz verbunden ist.

Früher machten wir uns mit den furchtbarsten Folterinstrumenten ein Gedächtnis; heute haben wir schön gestylte Fitnessgeräte. Nicht nur durch die physische und psychische Folter von Menschen, sondern auch im Sport handeln wir entsprechend einem Hauptsatz »der allerältesten (leider auch allerlängsten) Psychologie auf Erden«, der da lautet, »nur was nicht aufhört *weh zu thun*, bleibt im Gedächtnis« (Nietzsche 1993: 295). Wenn der Schmerz chronisch geworden ist, reichen leichte Reize, um das Schmerzempfinden immer wieder hervorzurufen. Kleine, schmerzhaft Schläge auf immer dieselbe Stelle bewirken, dass man am Ende schon an der Erwartungsangst vor dem möglichen kleinen Schlag auf immer dieselbe Stelle wahnsinnig wird. Das Erleiden des Schmerzes, und dies hat Nietzsche sehr genau erkannt, löst anscheinend das Problem, wie die Erinnerung dauerhaft, sicher, zuverlässig gemacht werden kann. Der Schmerz scheint in unserer Kultur der Garant dafür zu sein, dass die Spur der Erinnerung nicht verschwindet.

Sicherlich: Nur die Lust will Ewigkeit, das Weh des Schmerzes lässt uns sagen, »vergeh!« Wenn auch deshalb der Schmerz anscheinend nicht gesucht wird, weil er im Grunde immer vergehen und nicht wiederkehren soll, so gilt er uns doch trotzdem nicht nur als Begleiterscheinung, sondern sogar als Maßstab für Ernsthaftigkeit, Dauer, Festigkeit und Authentizität von Erinnerung. Sowohl Sport und Sex als auch der Mystik ist daher gemein, dass sich diese anscheinend sehr unterschiedenen Formen von Körperselbstverhältnissen am Modell der unmittelbaren, verlässlichen, authentischen, stabilen Präsenz von Erinnerung durch beständige Aktualisierung von Leiden und Schmerz in extremen körperlichen Belastungen orientieren. Dieses Modell basiert auf dem kulturellen Vorurteil, dass das »Schmerzgedächtnis« das Gelernte unvergesslich macht.

Obwohl unsere gesamtgesellschaftliche Schmerzpolitik von der Utopie der Befreiung von jeglichem Schmerz lebt und anscheinend dahin tendiert, haben wir doch Techniken erfunden, den Schmerz als unkontrollierbares, »wildes« Erleiden zu zivilisieren und ihn in seiner positiven Lernfunktion niedrigstufig und deeskaliert für uns zu erhalten und zu nutzen.

Durch die zivilisierte Gewalt des Sports¹ haben wir nämlich nicht nur bloß unsere leibvermittelten, sondern auch leid- und schmerzvermittelten Mnemotechniken erhalten und vor allem körpertechnisch sublimiert, indem wir den Schmerz so pflegen, dass er nicht mehr »richtig«, anscheinend unaushaltbar, weh tut, aber doch noch, aushaltbar, weh tut. Im Sport geht es niemals ohne Martern, ohne Qual und die damit verbundenen, niedrigstufigen Schmerzen ab. Wir entwickeln ein Körpergedächtnis, indem wir im Training an unzähligen Wiederholungen leiden. Der aushaltbare oder gerade noch aushaltbare Schmerz ist dabei das wichtigste Hilfsmittel dieser direkt körperzentrierten Mnemonik. Die niedrigstufige, schmerzhaftige Wiederholung prägt unserem Körper einen Bewegungsablauf unauslöschlich, unvergessbar ein. Durch die Wiederholung des Immergleichen bis zum Schmerz im Training wird dem Körper der automatisch zu erinnernde Bewegungsablauf eingraviert, so dass der ritualisierte Bewegungsablauf ohne Nachdenken erinnert werden kann. Gerade das aber ist das Ziel der Wiederholungen: nicht mehr über den Grundbewegungsablauf nachdenken zu müssen, um sich auf die technische und ästhetische Feinarbeit konzentrieren und die Bewegung virtuos ausführen zu können.

Zum Wesen dieser Wiederholungen gehört eine peinigende, wehtuende, niedrigstufige schmerzhaftige Arbeit an sich, die mit kleinen Verletzungen einhergehen kann, aber nicht muss und die dem Individuum selbst als gewollte, gelenkte und kontrollierte Unannehmlichkeit, Anstrengung, Mühsal und Marter erscheint. Auch diese Arbeit ist eine Qual und schmerzt als solche. Aber

1 Siehe dazu ausführlicher Caysa (1997).

durch das Training lernt man das damit verbundene Leiden zu regulieren, zu mäßigen, ja zu genießen und die Angst vor der schmerzhaften, dauerhaften Qual wird so zu einer Furcht vor einer relativ kurzzeitigen intensiven Anstrengung heruntergearbeitet. Die Angst vor dem Schmerz wird gemäßigt, indem sie auf einen zeitlich-räumlich beschränkten Bewegungsablauf bezogen wird. Dadurch wird aus der Angst vor dem Schmerz, die wie der Extremschmerz keinen Referenten hat und die tatsächlich »nicht von und für etwas« (Scarry 1992: 242) ist, eine Furcht vor einem räumlich-zeitlich beschränkten Schmerz, der von und für etwas ist, der im Gegensatz zum Extremschmerz der Folter ein Objekt und einen Zweck hat und der sprachlich objektivierbar wird. Schmerz ist dann aber auf dieser niedrigstufigen, zivilisatorischen sportiven Ebene Schmerz von etwas und für etwas. Er ist hier für das Individuum vorstellbar und instrumentell handhabbar. Er wird nicht hilflos erlitten, er wird vom Individuum gewollt und gelenkt und sogar als Mittel wahrgenommen, um sich »sexier« zu fühlen, wie die Piercing- und Tattoo-Szene zeigt.

Der Körper muss also geschunden werden, damit er automatisch das kann, was er soll. Der geschundene Körper ist der Grund für den Einprägungskörper. Denn die Marter wird nicht nur leiblich erinnert, sondern die Leiberinnerung wird durch die Marter erst möglich. Durch wiederholtes Schinden wird dem Körper eine Ordnung beigebracht, wird ihm ein Muster eingepägt, das er beherrschen soll und das de facto ihn beherrscht.² Jedes Training ist also Einprägungsarbeit, als Memorialgeste zu verstehen und bewegt sich im Spannungsfeld von *rememoratio* (Erinnerung), *compassio* (Mitleiden), *oratio* (Gebet) und *imitatio* (Nachfolge). Die Tortur ist dabei der Mittler zwischen Leibsein und Erinnern, Körperhaben und Könnenskörper.

Durch die körpertechnisch zentrierte Mnemonik wird wesentlich vermittelt, dass der Körper Grund und Medium empraktischer Erinnerung ist. Denn wir entwickeln durch sie leibvermittelt eine primäre Erinnerung, die wie ein unbewusstes, vorbewusstes und vorgewusstes Gedächtnis zu funktionieren scheint. Diese primäre Erinnerung basiert auf einem memorialen Körper, in den körpertechnisch Markierungen eingeschrieben werden, die über den Habitus vermittelt als strukturierende Strukturen unser gesamtes Ethos prägen und als praktische Schemata im Vollzugswissen empraktisch funktionieren.

Wie aber kommen diese Einprägungen in den Körper? Dies möchte ich an Hand der Unterscheidung von zwei Grundformen empraktischen Handelns

2 Diese körpertechnisch zentrierte Wiedererinnerung ist also selbst eine Macht, die nicht vollständig in unserer Macht steht. Dies merkt man daran, dass man oft im Sport oder in der Sexualität in antrainierte, routinisierte körpertechnische Schemata verfällt, die man für sich ablehnt, die dann aber im Handeln vollzogen werden, obwohl man das nicht will. Nirgendwo als im Sport und im Reich des Eros, wird uns deutlicher vor Augen geführt, wie lächerlich es ist zu sagen: »Ich will«.

erläutern und damit die Theorie des Empraktischen weiterentwickeln. Das Empraktische wird hier als die grundlegende Tiefenschicht unserer gesamten Körperkultur (und nicht nur der Kultur des Sports) verstanden, in der ihre kulturtragende und faszinierende Funktionalität begründet ist.

Das Empraktische ist wesentlich eine implizite, vorphilosophische Könnenserfahrung, die übrigens nicht abstrakt als vor- oder unwissenschaftlich verstanden werden darf, da sie selbst dem Virtuositum in Kunst und Wissenschaft zu Grunde liegt. Es ist ein implizites Vollzugswissen, das sich in gewöhnlichen Wiederholungen *ereignet* und existenzial durch Affekte und die damit verbundenen Gefühle, Ahnungen und Instinkte vermittelt ist.

Entsprechend dieser Auffassung vom Empraktischen gibt es eine empraktische Körpererinnerung, die Bedingung der Möglichkeit des Körpergedächtnisses ist: Nur was vorgängig-vorreflexiv wiederholt wurde, kann metastufig im Körpergedächtnis memoriert werden. Zum expliziten Wissen des Körpergedächtnisses gehört daher das Wissen, dass es ein implizites, unser Handeln tragendes Wissen der Körpererinnerung (als Leiberfahrung) gibt, das als unmittelbar einverleibtes Wissen nur beschränkt instrumentell verfügbar ist und daher als das »ewig« Vorgängige, Vorreflexive unseres metastufigen Wissens erscheint.

Zwei Grundformen empraktischen Körperhandelns

Empraktisch ist also zunächst ein Handeln, das erfolgreich funktioniert, aber nicht einer metastufigen Selbstbeschreibung unterliegt. Dieses gelingende Vollzugshandeln kann durch Wiederholungen, durch Automatisierung der Bewegungsabläufe erlernt werden. Man tut etwas gewiss, aber was man tut, weiß man streng genommen nicht. Darauf zielt jede Form von Training. Es basiert darauf, dass Wissen auf der Metaebene vorliegt und es dann darum geht, dieses Wissen dem Athleten im wahrsten Sinne des Wortes einzuverleiben. Hier wird das empraktische Wissen durch pädagogische Prozesse geformt und es funktioniert über Vorbilder. Dieses empraktische Handeln ist im Grunde das Normale, insofern es die Regelmäßigkeiten und Bewegungsformen einverleibt, durch die unser alltägliches Leben funktioniert. Wir sind hier auf dem weiten Feld unreflektiert hingenommener Normen, Selbstverständlichkeiten und Konventionen, durch die wir eben leben, wie wir leben, und uns bewegen, wie wir uns bewegen. Wir befinden uns im Feld des habituell Normalen. Dass es funktioniert, ist die einzige Begründung, die dieses Wissen braucht. Erläuternde Erklärungen, Letztbegründungen, grundsätzliche Rechtfertigungen, begleitende Kommentare braucht diese Wissensform habituell-funktionalen Funktionierens nicht. Hier muss nichts diskutiert werden. Es gibt nichts Problematisches und Spektakuläres. Alles ist, wie es ist.

Es gibt aber auch ein empraktisches Handeln im Sport, im Tanz, wie übrigens auch in Kunst und Wissenschaft, in dem jemand eine außerordentliche Lösung einer (hier sportiven) Aufgabe vorlegt und dazu einen neuen Stil entwickelt, ohne dass er auf der Metaebene weiß, wie dieser Stil funktioniert. Dies empraktische Wissen ist nicht in einem pädagogischen Prozess machbar. Hier ist nichts normal und alles kontrafaktisch. Nichts scheint begründet und alles muss erst noch erklärt, verstanden, begründet werden. Alles muss neu diskutiert werden. Auf dieser Ebene wirkt das Unnormale, der Bruch mit Routinen, normbildend. Dieses empraktische Ereignis ist spektakulär, aber auch sehr problematisch.

Oft stellt sich sogar die Frage, woher sportive Virtuosen die Vorbilder für ihre Neuerungen haben oder ob es überhaupt Vorbilder gab? Muss man, um hier wieder auf Platon sprechen zu kommen, um die Gleittechnik im Kugelstoßen zu entdecken, diese bereits in schlafender Form in sich enthalten? Und wodurch wird dann dieses in uns ruhende Vermögen aktiviert? Durch Bilder? Was aber ist, wenn keine Vorbilder dafür existieren? Wie kommt dann ein Werfer von der alten Kugelstoßtechnik zu der des Angleitens? Aus Bewegungsübermut? Aus Spielsucht? Durch Selbstkritik? Selbstexperiment? Selbstkorrektur? Durch Enthemmung? Willkür? Durch einen Traum? Durch Phantasie? Durch Instinkt? Ist die neue Bewegungsform vielleicht eine angeborene Idee oder eine göttlich Eingebung?

Auf jeden Fall erscheint sie zunächst nicht als antrainierte Idee. Wäre es eine antrainierbare Idee, dann wäre die Sache leicht zu erklären, denn Training vollzieht sich ja üblicherweise per Mimesis, durch bild- und wortgebundenes Anleiten von Bewegungshandeln, aber eben meistens nach mindestens einem Vorbild. Was aber, wenn im Training eine erfolgreiche Bewegungsform ohne Vorbild entsteht? Wie kommt die in die Welt? Ohne Vorbild? Ohne Gedächtnis? Ja! Aber ohne Erinnerung? Nach unserer Theorie: »Nein«. Aber dann muss es eine Erinnerung geben, die die bekannte Bilderwelt sozusagen überspringt und in diesem Sinne in ihrem Ursprung zunächst in gewissem Maße bilderlos ist. Das könnte z.B. der sich aus dem hingebenden Bewegungshandeln entstehende experimentelle Überschuss sein, die damit gegebene Abweichung von der gewohnten Bewegungsform, die uns zu neuen Bewegungsformen führt, für den wir allerdings selbst das Bild sind und für den wir aber selbst noch kein (Vor-)Bild haben. Die Erinnerung wird hier zum Ereignis der vorbildlosen Abweichung. Man tut etwas Ungewisses und Vorbildloses – nur das weiß man. Das aber bedeutet, dass es im empraktischen, routinisierten, sich wiederholendem Körperhandeln der Möglichkeit nach einen utopischen Überschuss gibt, der »ortlos« im Sinne von vorbildlos ist und in dem neue Vorbilder für neue Bewegungsformen entstehen.

Demzufolge muss also nun die Funktionsweise körperlicher Erkenntnis zweifach unterschieden werden. Einmal vollzieht sie sich auf der Basis eines

empirischen Körpererinnerns im Sinne von Körpergedächtnis. Dieses empirische Körpererinnern ist mimetisch, wort- und bildgestützt, oft schon verschriftlicht und allgemein praktikierbar. Andererseits vollzieht sich körperliche Erkenntnis auf der Basis empirischen Körpererinnerns von Virtuosen zunächst wort- und bildlos, und dies einzigartige Können wird erst später verwortlicht, verbildlicht sowie verschriftlicht und dann auch verallgemeinerbar erlernbar. Zunächst aber erscheint solch empirisches Können als sprachlos machendes Können und wird oft sprachlos erlebt. Empirisches Wissen auf dieser Ebene ist wie beim Mystiker mit Sprachenthobenheit, mit sprachlosem Wissen verbunden, und erfahren kann am Anfang nur derjenige dieses Können, der sich in den Raum sprachlosen Nachmachens begibt.

Während es beim Körpererinnern als Körpergedächtnis ein oftmals pädagogisiertes Wiedererkennen gibt, gibt es strenggenommen beim Körpererinnern der Virtuosen kein Wiedererkennen, sondern nur eine neuartige Wi(e)derholung, also ein Gegenholen, ein Anders-Praktizieren einer bekannten, gewohnten, gewöhnlichen Körpertechnik. Diese Körpererinnerung vergisst in der Wiederholung als Gegenholung und ermöglicht so wirklich Neues. Hier handelt es sich um einen ursprünglichen Vollzug, der der Anfang eines gedächtnisgestützten Nachvollzugs sein kann.

Wobei man allerdings auch empirische Virtuosen von echten Virtuosen im Sport unterscheiden sollte. Empirische Virtuosen machen Geschichte, aber sie können sie nicht beschreiben. Ein echter Virtuose kann die von ihm gemachte Geschichte nicht nur beschreiben, sondern auch methodisch verallgemeinern.

Leibhaftige Erinnerung und Gedächtnis

Die schmerzhaftige Erinnerung ist aber nicht nur ein Exempel einer leidzentrierten, sondern auch einer leibzentrierten Erinnerung, die nun allgemein, getrennt von Leid und Schmerz, dargestellt werden soll.

Allgemein kann man sagen, dass sich Erinnerung auf dem Grund der Wieder-Holungen unseres leiblich gelebten Lebens stiftet, die als Gewohnheiten erscheinen und von denen uns im Gedächtnis nur ein Bruchteil bewusst wird.³ Erinnerung muss nicht dem Gedächtnis, sondern der großen Vernunft des Leibes zugeschrieben werden. Der Leib, dem es an Bewusstsein fehlt, erinnert sich allzuoft untrüglicher, d.h. instinktsicherer als das Gedächtnis, das den Umweg über das Nachdenken geht. Die oftmals nonverbale Erinnerung des Leibes ist daher der des Gedächtnisses überlegen und die leibfundierte Erinnerung ist mehr als das im Gedächtnis Wiederholte. Sie ist mehr als das,

3 Zum Thema von Körper und Erinnerung siehe immer noch: Bergson (1991).

was wir als verbalisiertes Wissen wahrnehmen. Sie ist physisvermittelte Wiederholung, sie ist leibvermitteltes Verinnerlichen von erfahrenem Leben.

Es wird niemals alles im Gedächtnis erinnert, was die große Vernunft des Leibes erinnert. Die empraktische, primäre Erinnerung ist nie vollständig im Gedächtnis, weil sie nie vollständig gewusst werden kann. Sie ist viel tiefer geschichtet als das, wessen wir uns besinnen. Es bleibt nicht nur ein »Rest«, sondern ein Meer, das nicht erinnert wird und Grund neuer Erinnerung des Gedächtnisses ist. Primäre Erinnerung ist daher immer mehr als das, was man im Gedächtnis behält, und mehr als die Summe wissenschaftlicher Erklärungen für vergangene Handlungen.

Die dem Leib eigene Erinnerung, die man oft (und fälschlicherweise) als »Körpergedächtnis« beschreibt, ist als begründende Vorgängigkeitsstruktur selbst nicht völlig instrumentalisierbar und programmierbar und bildet daher den für ein humanes Körpersein notwendigen Kern Rücksicht gebietender Unverfüglichkeit und Nichtinstrumentalisierbarkeit des Leibes.

Erinnerung ist ein existentiell Vorgegebenes, im wahrsten Sinne des Wortes einverleibtes Wissen und als solches mehr als Gedächtnis. Durch die Wiederholung einer Handlung wird die Erinnerung so in den Körper eingeschrieben, ein-verleibt, ohne dass Selbstbewusstsein zu ihrer Wiederholung notwendig ist. Die primäre Erinnerung ist also nicht nur ein sinnlich-leibliches Verhältnis zu einem vorgewussten Wissen, sondern sie ist leibhaftiges, empraktisches Wissen. Und dies Empraktische der Erinnerung ist auch der Grund, warum die Erinnerung uns hat und nicht wir sie, warum die Wiedererinnerung niemals völlig in unserer Macht stehen kann und warum sie uns oft als »Eingebung« erscheint. Die Erinnerung als empraktisches Wissen ist aber nicht nur an die Leiblichkeit gebunden, ein im Körper schlummerndes, nonverbales Wissen, sondern sie ist selbst als vorgewusstes und vorbewusstes Wissen, ein die Lebensphasen des Individuums und Generationen übergreifendes, affektiv-mental verfestigtes Körperwissen, das im Habitus und den damit verbundenen Techniken des Körpers immer schon enthalten ist. Wodurch Generationen und Lebensphasen übergreifende Erfahrungen in eingekörperter Form und affektiv-mental weitergegeben werden und derart durchaus kommunikabel sowie mimetisch lehr- und lernbar und eben nicht nur einzigartig, unübersetzbar, nonverbal sowie inkommunikabel sind.

Die Erinnerung wird hier also gerade im Verhältnis zum Gedächtnis als ein Existenzial einer historischen Ontologie unseres Selbst verstanden. Folglich ist die Erinnerung nicht nur eine Kompensations- und Komplementärkategorie im Verhältnis zum Gedächtnis, sondern sie ist ein konstitutives, leibgebundenes Existenzial für das Gedächtnis.

Dass der leibbezogene Begriff Erinnerung existentiell ursprünglicher und umfassender ist als der moderne des intellektuellen Gedächtnisses belegt in der deutschen Sprachgeschichte der Gebrauch des Wortes »gehuht«, das

Nachdenken, Gedächtnis, Erinnerung, Einbildungskraft bedeutet und wie folgt paradigmatisch im St. Trudperter Hohelied gebraucht wird:

»din gehucht diu ist ain buch,
da du dine gedanche inner malest unde ezzest.
(Deine Erinnerung ist ein Bauch, in dem du deine Gedanken zermahlst und ißt)«.
(Zit. n. Keller 1993: 338)

Die »gehuht« ist eben nicht schon ein bloß intellektuelles Erkenntnisvermögen, sondern sie wird als leibliche Vollzugsfunktion verstanden, die Gedanken (im Danken, Andenken) aufnimmt, kostet, durchkaut, verdaut und sie dem Gedächtnis als »Nährstoffe« zur Verfügung stellt. Die Erinnerung meint hier also unmittelbar leibliche Verdauung, Aufnahme von Gedanken, die dann mehr oder weniger im Gedächtnis auf höherer Stufe noch einmal, aber nun leibferner, gedacht werden. Die »gehuht« ist in diesem Modell der unmittelbar leibliche, direkt organische Aneignungsakt von Wissen als Erinnerung. Erinnern ist im St. Trudperter Hohelied unmittelbar leibbezogene Aufnahme, Essen, Verdauen und Sattwerden bzw. Sattsein. Der Bauch wird gefüllt, um das Gedächtnis zu nähren. Es gibt also in diesem Modell kein Gedächtnis ohne Erinnerung, wie es keine geistige Nahrung ohne leibliche Nahrung gibt, die durch Wiederholung, durch »Wiederkauen« vermittelt sind. Die Erinnerung der geistlichsten Gegenstände geht hier im wahrsten Sinne des Wortes durch den »mage« und ist sogar im Magen. Wer sich der göttlichen Worte erinnern will, der muss wiederkauen. *Meditatio* ist ursprünglich nicht von *ruminatio* getrennt. Die *ruminatio*, das Wiederkauen (Ruminieren), ist eine grundlegende, leibbezogene Praktik des Meditierens. Memorierendes Meditieren ist folglich bei Bernhard von Clairvaux mit Wiederkauen, Verspeisen, Schmecken, Genießen verbunden:

»Brüder! Ich kann jetzt nicht jedes einzelne Wort auf diese Weise kauen. Ihr sollt wie reine, wiederkauende Tiere sein, damit geschehe, wie geschrieben steht: »Ein wünschenswerter Schatz ruht im Munde des Weisen««. (Zit. n. Keller 1993: 342)

Erinnern ist auch bei Bernhard von Clairvaux ein leibbezogenes Gedankenmahlen, -essen, -wiederkauen. Erinnerung geht durch den Magen, und durch beständiges, bedächtiges, schmeckendes Wiederkauen (Ruminieren) erinnern wir uns.

Das alles ist nicht sehr originell und schon bei den Kirchenvätern zu finden, wird aber im modernen Gedächtnisbegriff allzuoft vergessen, was eine intellektualistische Verkürzung des Erinnerungsbegriff in der Moderne zur Folge hat. Das Gedächtnis ist daher für uns Moderne, egal ob es nun in rheto-

rischer, historischer oder psychologischer Form auftritt, ein konstruktiv-gnoseologischer Begriff.

Ganz in diesem Sinne sprechen Assmann/Frevert von Gedächtnis »als Kollektivbegriff für angesammelte Erinnerungen, als Fundus und Rahmen für einzelne memoriale Akte und Einträge.« (1999: 35) Der Erinnerungsbegriff wird dadurch aber gnoseologisch verkürzt und seine grundlegende leibontologische Dimension bestenfalls als Phänomen in der Existenz des Individuums am Rande erwähnt.⁴ Oder aber die leibzentrierte Erinnerung wird als mystische Erfahrung, als das »Andere der Erinnerung«, »als die passive, rezeptive, mystische, man könnte auch sagen: die ›weibliche‹ Gegenseite zur ›männlichen‹ Kraft der Imagination« (Assmann 1999: 107), die unkontrollierbar, unvermutet, unberechenbar auftritt, gebrandmarkt und konzeptionell marginalisiert ist.

Der Körper wird durch diese gnoseologische und bewusstseinsphilosophische Verkürzung des Erinnerungsbegriffs bestenfalls in seiner Speicherungs- und Präsentationsfunktion durch Wunden und Narben für das kulturelle Gedächtnis erfassbar. Aber die Physis als Träger der Erinnerung, die der Grund der Vermittlung von Erinnerung und Gedächtnis, von Körper und Geist, von Oralität und Literalität in unserem historischen Dasein ist, wird dadurch nur sehr oberflächlich erfasst und im Grunde verfehlt.⁵

Es gilt aber nicht nur den Leib als einen unter anderen Faktoren der Erinnerung zu berücksichtigen, sondern die Erinnerung wesentlich leibbegründet zu begreifen. Der Körper ist nicht nur Schauplatz für Erinnerungen, sondern deren leibhaftiger Grund. Erinnerungen sind nicht bloß körperbezogene Performances, oberflächliche Inszenierungen, sondern sie sind als solche empiraktisch-leiblich fundierte Praxen, deren Performances sich im Empraktischen gründen, weshalb auch das Empraktische als ursprünglicher, authentischer gegenüber dem Performativen gelten muss.⁶

4 Vgl. dazu Assmann/Frevert(1999: 36 u. 38f).

5 Vgl. ebd.: 241ff.

6 Die Höherschätzung des Performativen gegenüber dem Empraktischen entspricht der typisch westeuropäischen Höherschätzung und Dominanz des Apollinischen gegenüber dem Dionysischen, des Künstlichen gegenüber dem Natürlichen, des technologisch inszenierten gegenüber dem instinktiv Vollzogenen, des Sehnsinns gegenüber allen anderen Sinnen, die schon Nietzsche als Dekadenzerscheinung kritisierte. Wie sich aber das Apollinische im Dionysischen gründet, so stiften sich dauerhafte Kulturen des Performativen immer im Echt-Empraktischen. In diesem Kontext zeigt sich auch, dass die Thematisierung der »Kulturen des Performativen« überhaupt nicht die Überwindung des bewusstseinsphilosophischen Paradigmas, wie oft behauptet wird, bedeuten muss, sondern dieses eher in Form des *cultural turn* und mit kulturwissenschaftlichen Mitteln verfestigt und daher eher zeitgemäß als unzeitgemäß ist. Das zeigt sich auch im Ansatz Assmanns. Denn durch den bewusstseinsphilosophisch-soziologischen Reduktionismus Aleida Assmanns in Folge des vorausgesetzten Primats

Im Gedächtnis behalten wir Erfahrenes; in der Erinnerung denken wir Erfahrenes an. Das Gedächtnis mag eine Vorratskammer und ein Bühnenraum für Ideen sein, die Erinnerung ist eine leibbegründete produktive Einbildungskraft. Im Gedächtnis haben wir eine Ansammlung von explizitem Wissen; durch die Erinnerung wird in uns ein implizites Wissen. Das Gedächtnis ist ein gnoseologisch-psychologisches, konstruktives Vermögen von Subjekten, die Erinnerung ist ein grundlegender Wesenszug des leibhaftigen Daseins des Menschen. Deshalb ist es allzuoft der Fall, dass wir uns ohne Gedächtnis erinnern.

Die Erinnerung vollzieht sich wesentlich empraktisch-leiblich, ohne dass wir ein Wissen vom Behalteneen haben. Erinnerung fällt folglich nicht mit dem Selbstbewusstsein des Erinnernden, mit dem expliziten Wissen als Gedächtniserinnerung zusammen. Die per Wiederholung erinnerte Möglichkeit wird zur Möglichkeit der Verwirklichung nicht allein dadurch, dass sie per Geschichtsbewusstsein zur realen Möglichkeit der Gedächtniserinnerung wird.

Gedächtnis ist die anschauliche, wort- und bildgestützte Vorstellung von Wissen. Erinnerung muss nicht an Worte und Bilder gebunden sein. Erinnerung ist die leibhaftige Wiederholung von empraktisch Gewusstem. Das Gedächtnis ist ein Wiedererkennen per Bild und Wort, es ist auf den Sehsinn zentriert. Die Erinnerung kann auch Wiedererkennen ohne Bild sein, sie ist nicht auf den Sehsinn zentriert, sondern umfasst alle Sinne und ist daher mit komplexen Körpergefühlen verbunden. Durch diese leibhaftige Erinnerung

des kollektiven, sozialen Gedächtnisses stellt Assmann das primäre leiblich-individuelle (Vollzugs-)Erinnern unter die Kontrollpraxis des kollektiven Erinnerns, was der Forderung politisch-korrekten Erinnerns in der Nachkriegsdemokratie der Bundesrepublik Deutschland entspricht und konkret bedeutet, dass das mündlich-individuelle Erinnern gegenüber der offiziell-verschriftlichen, kollektivistischen Erinnerung zurückzutreten hat. Bei der Frage, welches Paradigma der Körperphilosophie zu Grunde liegen soll, das vorherrschende performative oder das sich erst theoretisch herausbildende empraktische Paradigma, geht es darum, welchen Stellenwert der Rausch und damit verbundene nichtdiskursive Erfahrungen in einer modernen Körperanthropologie haben sollen, welche Funktion das Denken, genauer das inszenierte Nach-Denken, in den jeweiligen, je unterschiedlichen Körperreflexionsverhältnissen dieser zwei Körperkulturen, der empraktischen und der performativen Körperkultur, haben soll. In der empraktischen Wende in der modernen Körperphilosophie handelt es sich nicht nur darum, die dem Ausdruck vorgelagerte, prä-expressive Ebene zu analysieren, sondern es geht weiterhin darum zu erfassen, wie der Körper selbst im Vollzugshandeln denkt, ohne dass er (nach-)denkt, dass es eine empraktische körperliche Intelligenz gibt, die die Grundlage unserer theoretisch reflektierten und performativen Körperintelligenz ist, dass all unser metastufiges Körperwissen und unsere Körperinszenierungen empraktisch versenkt, einverleibt sind, dass »Begreifen« ein Ergriffen-Werden, ein Umgriffen-Werden durch den Handlungsvollzug ist.

fällt uns in unserer Lebensgeschichte ein Wissen zu, das wie ein schlummerner Schatz in uns ruht und per Gedächtnis gehoben werden kann. Im Gedächtnis wird explizit geweckt, was im gelebten Leben (früher) einmal erlebt wurde und was zunächst als implizites Wissen einverleibt wurde. Deshalb erscheint es so, als ob unsere Erinnerungen uns immer schon leiblich voraus liegen, dass sie vorgewusstes Wissen sind, von dem wir kein explizites Wissen haben. Die Vorgängigkeit der Erinnerung wird uns als dunkle An-Erinnerung bewusst – wir haben das Gefühl, etwas schon einmal gesehen, schon einmal erlebt zu haben, obwohl das eigentlich nicht sein kann.

Dem Gedächtnis ist also ein bildhaftes, verbalisiertes, explizites Wissen eigen. Erinnerung ist grundlegend die leibhaftige Wiederholung eines vorgewussten Wissens eigen. »Erinnerung besteht nicht darin, dass in unserem Gegenwartsbewußtsein sich ein ›Bild‹ vorfindet, welches erst sekundär durch Urteile auf ein Vergangenes bezogen würde. Im ursprünglichen Erinnern liegt vielmehr ein Haben des in der phänomenalen Vergangenheit erscheinenden Tatbestandes selbst, ein Leben und Verweilen in ihm, nicht ein Haben eines gegenwärtigen ›Bildes‹, das erst durch ein Urteil in die Vergangenheit zurückgeworfen oder dort ›angenommen‹ werden müßte.« (Scheler 1968: 37)

Als empraktischer leiblicher Vollzug ermöglicht uns das Erinnern Bilder und Worte. Es selbst kann aber zunächst wort- und bildlos sein, und im Vollzug selbst formen sich dann die Bilder und Worte in der Vermittlung durch Affekte, Laute und Gesten.

Erinnerung meint hier jene empraktische Tiefenschicht, in der Körper, Bild und Wort noch nicht geschieden sind und Wort, Bild und Körper noch als unmittelbare Geste eins sind. Der empraktische Körper, der Leib, ist dann expressives Medium der auf andere Art und Weise noch nicht sagbaren geistigen und seelischen Inhalte körperzentrierten Handelns. Er fungiert dann als eine »machina« (als ein Hebewerk), durch die die Sprache erst zu den Bildern und Worten kommt, die sie als verständige Sprache auszeichnet. Aber zunächst sind im leiblich empraktischen Wort und Bild Fleisch. Und indem in diesem Empraktischen durch den Leib »gesprochen« wird, wird es erst möglich vom Leib in Bildern und Worten zu sprechen. Das Empraktische ist also hier das den Worten und Bildern über den Körper Vorgängige, aus dem heraus der Körper Bild und Wort für uns wird.⁷

7 Die hier vorgenommene idealtypische Gegenüberstellung von Erinnerung und Gedächtnis existiert real-praktisch für uns so nicht. Beide können für uns nur durcheinander gestützt funktionieren und reproduzieren sich im Wechselspiel. In der Reflexion des Empraktischen geht also die Unmittelbarkeit der Erinnerung (wie auch der Mystik) verloren und wir können nur durch Skepsis gegenüber unseren immer schon bild-, wort-, und schriftvermittelten Reflexionen über das Empraktische der Erinnerung (und der Mystik) die unser Dasein strukturierende Vorgängigkeit der Erinnerung gegenüber unserem Gedächtnis thematisieren und im Begründen dieser Skepsis Worte und Bilder für an sich nicht Sag- und Zeig-

Literatur

- Assmann, A. (1999): Erinnerungsräume. München.
- Assmann, A./U. Frevert (1999): Geschichtsvergessenheit/Geschichtsversessenheit. Stuttgart.
- Bergson, H. (1991): Materie und Gedächtnis. Hamburg.
- Caysa, V. (1997): Zivilisierung durch Sport und historische Gewaltapriori. In: Ders. (Hg.): Sportphilosophie. Leipzig. S. 128-139.
- Keller, H. E. (1993): Wort und Fleisch. Bern u.a.
- Nietzsche, F. (1993): Zur Genealogie der Moral. In: Ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden. Hg. von G. Colli und M. Montinari. Bd. 5. München/Berlin/New York. S. 245-412.
- Polanyi, M. (1978): Sinnggebung und Sinndeutung. In: H. G. Gadamer/G. Boehm (Hg.): Seminar: Die Hermeneutik und die Wissenschaften. Frankfurt a.M. S. 118-133.
- Scarry, E. (1992): Der Körper im Schmerz. Frankfurt a.M.
- Scheler, M. (1968): Reue und Wiedergeburt. In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 5. Bern/München. S. 29-59.

bares finden. Diese Erinnerungsarbeit zu leisten, ist Aufgabe der Denker und Dichter. Sie sagen, was uns alle stumm macht, aber unser Leben begründet. Hinter dem Problem der Nichtsagbarkeit der eigentlichen Erinnerung steht natürlich auch die Frage, ob wir Erinnerungen überhaupt »haben« können und, wenn »ja«, in welchem Sinne und ob nicht die Erinnerung eher uns hat, als dass wir sie haben.

